



La version française de cet article sera publiée dans le numéro 30-31 de «PrimaryCare».

«Ein Hausarzt soll in erster Linie ein guter Hausarzt sein und nicht primär politische Ziele verfolgen»

Ein Gespräch mit Bundesrat Pascal Couchepin für die «SGAM News» 2/06

Die Fragen stellten Bernhard Stricker und Bertrand Baumann

War Ihr Hausarzt auch an der Demo am 1. April?

Ich weiss es nicht, ich habe ihn nicht gefragt, aber wahrscheinlich nicht. Ich bin seit über einem Jahr nicht mehr bei ihm gewesen, hatte also keine Gelegenheit, mit ihm darüber zu sprechen.

Welchen Eindruck hat diese Demonstration bei Ihnen hinterlassen?

Sie hat mich in meiner Meinung bestätigt, dass die Hausärzte in der Bevölkerung geschätzt werden und dass sie auf viel Respekt und Sympathie zählen können. Ausserdem habe ich festgestellt, dass sie mit dieser Demo einer offenbar schwer konkretisierbaren Malaise Ausdruck gegeben haben, deren Ursprung meiner Meinung nach vor allem in der gesellschaftlichen Entwicklung liegt.

Waren Sie von der Grösse der Kundgebung überrascht?

Nein, nicht wirklich. Wäre der Berufsstand tatsächlich vom Aussterben bedroht, hätten drei- oder viermal so viele Leute demonstriert.

Die Hausärzte haben am 1. April nicht nur demonstriert, sondern auch noch eine Petition mit 300 000 Unterschriften eingereicht. Wie interpretieren Sie das?

Auch diesbezüglich bin ich nicht erstaunt, weil ich überzeugt bin, dass der grösste Teil der Bevölkerung meinen Respekt für die Hausärzte teilt. Wenn ich nicht Politiker wäre und mich nicht verpflichtet fühlen würde, Lösungen mit

allen Seiten zu finden, hätte ich auch unterschrieben.

An der Demonstration wurden drei Kernforderungen genannt. Zum Beispiel jene nach besseren Arbeitsbedingungen. Was sagen Sie dazu?

Das ist zu allgemein! Was verlangen die Hausärzte konkret?

Es gibt eine ganze Reihe von konkreten Forderungen. Nehmen wir zum Beispiel das praxiseigene Labor. Ihr Entscheid, den Taxtpunktwert des Labors um 10% zu senken, hat viele Praxen an den Rand der Rentabilität gebracht. Sie werden zum Teil gezwungen, das Labor auszulagern. Das ist weder im Interesse der Patienten noch der Kosteneffizienz.

Die meisten Hausärzte werden auch in Zukunft mit eigenen Praxislabors arbeiten. Wir sind aber vom Gesetz her gezwungen, alle gleich zu behandeln, ohne Ausnahmen. Ich bin überzeugt, dass das Problem mit der Aufhebung des Kontrahierungszwanges gelöst würde. Aber genau das will die FMH nicht verstehen. Wenn die Hausärzte ihre Anliegen wirklich umsetzen wollen, dann müssen sie jetzt die FMH davon überzeugen, dass die Aufhebung des Kontrahierungszwanges in ihrem Interesse ist. Nur so erhalten sie jenen Spielraum, den sie zum Beispiel für die Weiterführung ihres Praxislabors brauchen.

Eine weitere Kernforderung an der Demo war das Thema Aus- und Weiterbildung. Welche Position vertreten Sie?

Auch das ist zu allgemein! Was wünschen die Hausärzte konkret?



PASCAL COUCHEPIN

Pascal Couchepin wurde am 5. April 1942 in Martigny geboren. Nach dem Abschluss seines Jurastudiums an der Universität Lausanne begann er 1968 seine politische Laufbahn als Mitglied der Exekutive in Martigny, wo er 1984 zum Stadtpräsidenten gewählt wurde. Seine Karriere auf Bundesebene setzte 1979 mit der Wahl zum Nationalrat für die Freisinnig-Demokratische Partei (FDP) ein.

Am 11. März 1998 wurde Pascal Couchepin in den Bundesrat gewählt und leitete vom 1. April 1998 bis zum 31. Dezember 2002 das Eidgenössische Wirtschaftsdepartement. Am 1. Januar 2003 übernahm er von seiner Vorgängerin Ruth Dreifuss das Eidgenössische Departement des Innern (EDI).

Pascal Couchepin ist verheiratet und Vater von drei Kindern.

Sie fordern unter anderem, dass die Hausarztmedizin eine akademische Disziplin bleibt und dass «Institute für Hausarztmedizin» an den Universitäten etabliert werden.

Das ist unbestritten.

Oh doch! Einige Ihrer Beamten im BAG denken offenbar über Projekte nach, den «Eurodoc» oder ähnlich niederschwellige Abschlüsse und Diplome einzuführen. Das werden die Hausärzte nie akzeptieren.

Warum darf man nicht darüber nachdenken? Diese Diskussion, die noch nicht zu Ende ist und in der ich mir die Argumente von beiden Seiten anhören möchte, muss offen ausgetragen werden. Es darf keine Denkverbote geben. Letztlich wird es aber nicht von mir abhängen.

Wie meinen Sie das?

Ich bin nicht für alles verantwortlich in der Gesundheitspolitik. Diese Frage ist primär ein Thema zwischen den Berufsorganisationen, den Universitäten und den Kantonen. Ich will und kann mich da nicht einmischen, ich finde es aber sehr wichtig, dass die Meinung der Hausärzte berücksichtigt wird. Trotzdem darf die Diskussion über mögliche Alternativen nicht unterdrückt werden, das ist undemokratisch.

Welches ist Ihre persönliche Meinung dazu?

Ich möchte hier und heute keine definitive Meinung dazu abgeben.

Sprechen wir über die heutige Situation der Hausarztmedizin in der Schweiz. Warum ist es Ihrer Meinung nach zu einem Hausärztemangel gekommen?

Ich bin nicht sicher, ob wirklich ein Mangel an Hausärzten besteht oder ob es sich nicht viel mehr um ein Verteilungsproblem der Ärzteschaft handelt. Mag sein, dass es in gewissen Regionen einen Engpass gibt.

Tatsache ist, dass immer weniger Studienabgänger in die Hausarztmedizin wollen. Wir leben nicht in einem autoritären Staat, der seine Bewohner zur Ausübung

eines bestimmten Berufes zwingt. Also müssen wir abklären, weshalb die jungen Mediziner davor zurückschrecken, in die Hausarztmedizin zu gehen. Vielleicht ist die Verantwortung zu gross oder das Einzelkämpfertum lastet zu schwer. Von unserer Seite besteht jedenfalls die Bereitschaft zu analysieren, wie man den Beruf des Hausarztes erleichtern kann. Es braucht dazu gemeinsame Anstrengungen der Kantone, der politischen Entscheidungsträger auf Bundesebene und der Ärzteschaft selbst. Paternalistische und autoritäre Ansätze bringen uns nicht weiter.

Sondern? In welche Richtung stellen Sie sich eine Erleichterung des Hausarztberufes vor?

Ich glaube nicht an ein von oben gesteuertes Gesundheitssystem, in dem alle Leute die gleichen Schleusen passieren müssen. Das bestätigen mir Erfahrungen aus jenen Ländern, in denen der Hausarzt die Rolle eines «Gatekeepers» spielt: Es sind durchwegs Misserfolge. So positiv das Managed-Care-System in vielen Fällen auch ist, man darf es nicht verabsolutieren. Das Hausarztssystem ist unter gewissen Voraussetzungen ein sehr gutes System, aber man soll daraus kein Obligatorium machen, zu gross ist die Gefahr, dass Privilegien entstehen und dass sich Mängel einschleichen. Wir müssen dem Gesundheitssystem eine grosse Freiheit lassen, damit es sich den individuellen Bedürfnissen anpassen kann.

Welche Rolle spielt der Hausarzt dabei?

Ein Hausarzt soll in erster Linie ein guter Hausarzt sein und nicht primär politische Ziele verfolgen. Damit gewährleistet er das gute Funktionieren des Systems. Seine Rolle ist es, dem Patienten die richtige Behandlung zukommen zu lassen, was ihn zu einem Hauptakteur im Gesundheitswesen und in Sachen Prävention macht.

Zurück zu Ihren Vorstellungen, wie man die Situation der Hausarztmedizin verbessern könnte. Ihr Rezept heisst also Aufhebung des Kontrahierungszwanges, freier Markt und Wettbewerb. Reicht das?

Reden wir Klartext! Bei der Aufhebung des Kontrahierungszwanges gibt es aufseiten der Ärzte eine stark ideologisch gefärbte Diskussion, in der sie sich jeder Lösung verweigern. Mir ist vor allem ein Rätsel, woher ihre Ängste kommen. Gerade die Hausärzte würden von einer Aufhebung profitieren. Das Fehlen eines Vertragszwanges könnte gerade junge Schweizer Ärzte veranlassen, in Randregionen zu praktizieren, weil ihr Verdienst dort besser wäre als heute und als in jenen Regionen, in denen es bereits jetzt zu viele Ärzte gibt.

Es würde ein Gleichgewicht entstehen zwischen Versicherern und Grundversorgern, zwischen zwei Partnern, die gleich stark sind. Sie verhandeln ja nicht global, sondern von Fall zu Fall. Eine Krankenkasse hat auch Klienten in einem Bergtal und muss ihnen den gleichen Service bieten wie jenen, die in einer Agglomeration wohnen. Die Versicherten im Seeland zum Beispiel wollen einen Praktiker vor Ort, sonst wechseln sie die Kasse.

Glauben Sie wirklich, dass diese Konzeption eines liberalisierten Gesundheitswesens in der Schweizer Bevölkerung mehrheitsfähig ist?

Die Bevölkerung will keine Liberalisierung auf Teufel komm raus. Noch weniger aber will sie das Gegenteil: Knappheit, Rationalisierung und bittere Staatsmedizin. Man kann die Entwicklung heute nicht aufhalten: Entweder geht es in Richtung einer grösseren Freiheit und besserer Wahlmöglichkeiten, oder aber das Ganze läuft auf immer stärkere Eingriffe durch den Staat hinaus. Dies würde zu noch mehr Kontrollen und Regeln führen, die den vielen Sonderfällen nicht gerecht würden, zu mangelnder Flexibilität und weniger Innovation – und schliesslich zu Versorgungslücken.

Fehlt es nicht auch an der Kommunikation mit der Bevölkerung?

Nein. Die Situation war in den letzten Jahren sehr günstig, aber sie veränderte sich mit der Kostensteigerung. Ich bin dabei, die negative Entwicklung der Kostensteigerung zu bremsen. Die Bevölkerung sieht sehr wohl, dass das System



keine Zukunft hat, wenn man die Zügel schleifen lässt. Man kann das Rad aber auch nicht einfach um fünf, zehn Jahre zurückdrehen; die technische Entwicklung und das Versicherungsobligatorium haben die Ausgangslage verändert.

Wer ist beim Thema Hausarztmedizin erster Ansprechpartner für Sie: die FMH oder die Hausärzte, welche die Demo organisiert haben?

In erster Linie das Parlament. Ich diskutiere und verhandle mit dem Parlament, das dann letztlich auch entscheidet. Aber ich weiss natürlich auch, dass man die Unterstützung der direkt betroffenen Kreise braucht, wenn man eine Vorlage beim Volk durchbringen will.

Und wer sind die betroffenen Kreise innerhalb der Ärzteschaft?

Alle, die bereit sind, nüchtern und rational zu diskutieren. Ich habe bei der Dele-

gation der Hausärzte, die Ende April bei mir war, eine erfreuliche Offenheit festgestellt. Ihr Besuch bestärkte meine Meinung von den Hausärzten, dass sie nüchtern und rational denken, dass sie die Probleme der Bürger besser kennen als viele andere. Ich habe viel Respekt vor diesen Berufsleuten, denn sie leisten einen harten Job und werden bei ihren Entscheidungen sehr oft alleingelassen. Jedes Mal nach einem Gespräch mit Hausärzten habe ich den Eindruck, etwas dazugelernt zu haben.

Können Sie kurz skizzieren, wie Sie sich den idealen Hausarzt der Zukunft wünschen? In welchem System arbeitet er, wie ist er ausgebildet, welche Stellung hat er?

Das kann und will ich Ihnen nicht sagen, denn das hängt nicht von mir, sondern vom Willen der Gesellschaft ab. Die zentrale Frage für mich ist: Gibt es auch in Zukunft noch Menschen, die gewillt sind,

diesen Beruf auch unter neuen Bedingungen auszuüben, das heisst: ohne Kontrahierungszwang – und die auch bereit sind, weniger zu verdienen als die Spezialisten? Ich bin optimistisch, dass es auch in Zukunft junge Ärzte gibt, die diese Konditionen akzeptieren, weil sie einen phantastischen Beruf haben. Es liegt in der Natur der Sache, dass viele ein wenig Angst vor dieser Situation haben. Aber wenn es uns in der Politik gelingt, diese Ängste zu eliminieren oder zumindest zu minimieren, dann ist ein grosser Schritt getan.

Unsere Frage zielte mehr auf das Visionäre in Ihrer Politik und weniger auf das politisch Machbare.

Was bringt das?

Visionen können als Wegweiser fungieren, die einer bestimmten Politik die Richtung weisen ...

Die Gesellschaft ist einem steten Wandel unterworfen, der nicht gesteuert oder beeinflusst werden kann und den wir akzeptieren müssen, ob es uns nun passt oder nicht. Es bringt auch nichts, ihn moralisch zu bewerten. Wir müssen uns auf dieser Basis fragen, was politisch machbar ist, nur so gelangen wir zu Lösungen. Die Richtung wird vom Wandel vorgegeben, da spielt meine Meinung keine Rolle. Was ich persönlich will, weiss ich, und es entspricht nicht dem heutigen Zustand.